

(Nachdruck verboten.)

## 17) Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

Am Sonntag kam der Christian aus Edenkoben herüber. Er hatte Ferien, aber er brachte sie in der Familie eines Metzgermeisters zu, wo er statt eines Kostgeldes dem Buben Nachhilfestunden im Rechnen und in der Grammatik gab, um ihn für den Eintritt in die Realschule vorzubereiten.

Als ihm das Anerbieten geworden war, hatte er freudig zugewilligt, denn er wußte nur zu gut, daß ein vierwöchentlicher Ferienaufenthalt im Hause der Marie sich wohl kaum behaglich für ihn gestalten würde.

Inzwischen hatte er sich bei den Fleischtöpfen des biederen Metzgermeisters bereits rote Backen und einige Körperfülle geholt.

Die Luis freute sich über den Besuch des Bruders, und auch Mütting blickte mit Wohlgefallen auf seinen Sohn.

Die Marie aber konnte nicht unterlassen zu bemerken, daß er sich wohl nicht allzusehr plage, wenigstens deute sein gutes Aussehen auf ein ganz behagliches Leben.

Der Franz war unwirsch und machte seinem Groll gegen den Faulenzer in deutlichen Worten Luft.

Der Christian sah gleichgültig drein, nur als er sich nach der Eckels erkundigte, und man ihm erzählte, daß sie verzogen seien, weil der Frau die elende Mansardenwohnung nicht länger habe behagen wollen, froh plötzlich eine leise Trauer über sein Gesicht.

Am Nachmittag aber, als die Luis am Brunnen Wasser holte, trat die Paula in den Hof.

Die Luis betrachtete sie erstaunt. „Was biste fein!“ sagte sie. Die Paula hielt ein rotes Sonnenschirmchen in den Händen.

„Drei Mark hat das gekost,“ sagte sie, „und mein Hut“ — es war ein weißer Hut mit Rosen und Schleifen und Spitzen — „mein Hut hat sieben Mark fünfzig gekost! Er hätt eigentlich acht Mark koste solle, aber 's war schon en bissel spät, wie ich mir en gekauft hab! Und es kleid — ach, des is en ganz gewöhnliche Battist für siebzig Pfennig 's Meter. Wenn ich noch länger in der Fabrik bin, dann schaff ich mer viel feiner Zeug an!“

„Mir han Mädcher in der Fabrik, ich geh mit e paar spaziere heut nachmittag, was die en Staat mache, de glaubst es nit!“

„In de Fabrik verdient mer halt doch annerst, als wenn mer diene geht!“ fügte sie hinzu und streifte mit mitleidigem Blick den bescheidenen Anzug der Luis.

„Wie viel verdienste denn?“ fragte die Luis.  
„Eine Mark und fünfzig Pfennig,“ sagte die Paula.  
„Da hängt ja all Deinen Verdienst an de Staat!“

„Injal Und warum denn nit? Der Vater verdient doch noch und unser Peter, wenn er schaffe geht . . .!“

Sie sprachen noch, als der Christian zu ihnen trat.

„Ei!“ sagte die Paula und betrachtete ihn wohlgefällig, „was Du fein wirst!“

Der Christian lachte verlegen.  
Auch seine Blicke glitten befriedigt an ihr auf und ab. Er fühlte die verborgene Schönheit ihres Leibes, und das Blut stieg ihm in die Wangen.

Die Luis ließ die beiden allein, aber sie hatten kaum ein paar verlegene Worte gewechselt, als das Mütchen und der August sich zu ihnen gesellten.

„Schafft Euer Peter wieder?“ fragte der August die Paula.

„Ei ja, seit e paar Tag! Er hat als emal so en Rappel. Es is einer bei ne in der Fabrik en . . . en Sozialdemokrat heißen sie en, der schimpft auf alle reiche Leut, und da hat der Peter gemeint, er hätt auch en Recht, als emal nit zu schaffe. Aber wenn er kein Geld mehr hat für in de Wirtshäuser rumzusitz, dann weiß er nit mehr, was er anfangen soll, und dann sucht er sich als wieder Arbeit!“

„Dein Vater sollt em nit zu esse gebe, wenn er nit schafft!“ meinte der August.

Aber die Paula zuckte die Achseln. „Die Mutter red em 's Wort!“

Das Mütchen sprach nicht. Sie wandte den Blick nicht vom Christian. Er kam ihr so seltsam klug und vornehm vor, und sie wunderte sich über die Paula, die ihm auf die Schulter klopfte oder auf den Rücken, als sei er ihresgleichen.

Die Luis hatte unterdes in der Stube Kaffeewasser aufgesetzt, und während sie wartete, daß es kochen würde, zog sie dem Mariechen das Sonntagskleid an.

Mütting sah ihr zu.  
„Se kommt immer mehr auf ihre Mutter raus, dachte er. Das gibt en ordentlich Frau! Wer die kriegt! Und se sieht auch gut aus, hat rote Backe, doch kein so Milchsuppegesicht wie die Emma!“

„Ach Gott ja, die Emma! Der Mann seufzte. Die Luis schaute zu ihm auf. „Was is Euch, Vater?“ fragte sie.

„Ich hab an es Emma gedacht,“ sagte er.  
„Ja,“ nickte das Mädchen, „es sieht nit gut aus, und es darf auch nit viel schaffe, des halt's nit aus! Ihr müßten drauf acht gebe, denn es Marie — —!“

Der Mann seufzte noch einmal. „Ach Gott, ich weiß,“ sagte er. Sein Gesicht war plötzlich düster und sorgenvoll geworden. Und in diesem Gesicht trat so manches zutage, was der Luis vorher nicht am Vater aufgefallen war.

Die Falten darin waren schlaff, und die Augen waren glasig. „Hergott, der Vater trinkt doch am End nit, um . . . um seine Sorge los zu sein?“ fragte sie sich.

Da kochte das Kaffeewasser, und gleich darauf kam der Christian vom Hof herein. Der Franz kam mit struppigem Haar und verschlafnem Gesicht aus seiner Kammer, und auch die Emma schlich aus der Schlafstube herüber.

Als die Dämmerung einbrach, verabschiedete sich der Christian. Die Luis und die Emma begleiteten ihn auf die Straße und sahen ihm nach, bis er um die Ecke verschwunden war.

Am Montag und Dienstag machte die Luis große Wäsche. Am Mittwoch putzte sie die Schlafstube, am Donnerstag aber, als sie nachmittags in der Küche stand und bügelte, trat der Peter unversehens zu ihr ein.

Sie war allein. Sie machte Kommissionen, und die Emma hatte die Kinder hinausgenommen in den Rosengarten, auf der Luis ihren Rat.

„En bissel frische Luft tut der gut, und de Kleine auch,“ hatte sie gesagt, und die Emma war gegangen.

Wie der Peter plötzlich in die Stube kam, hob die Luis erstaunt den Kopf.

„Ei,“ sagte sie, „schon Feierabend!“  
„Neel!“ lachte der Bursche. „Ich hab heut emal nit geschafft!“

„Nit geschafft?“ fragte das Mädchen! „Was hast denn getan?“

Der Peter lachte. „Nix!“  
Die Luis stellte das Eisen auf den Herd und ließ die fleißigen Hände sinken.

„Nix!“ wiederholte sie ganz erstaunt.

„Injal!“ sagte der Peter und preßte die Lippen trozig zusammen. Als man ihn am Morgen zur Arbeit geweckt hatte, war er nicht aufgestanden, sondern hatte sich brummend auf die andere Seite gedreht und weiter geschlafen.

Er hatte bis tief in die Nacht hinein gezecht und der Kopf war ihm schwer. Er mochte nicht aufstehen! Der Tag, der durch die Fensterscheiben hereindämmerte, dünkte ihm grau und nüchtern und der Gedanke an die Arbeit war ihm unerträglich, darum hörte er nicht auf das Rufen des Vaters und der Paula, sondern blieb einfach liegen.

Als am Mittag der Vater von der Arbeit gekommen war, hatte er ihn scharf angefahren ob seiner Faulheit, und die Mutter hatte ihn nicht verteidigt.

Es war aber ein Verlangen nach Mitleid in dem Burschen, und da war ihm plötzlich die Luis Mütting eingefallen, und wie sie ihm einmal das Wort geredet hatte vor dem Christian und dem August, und er suchte sie auf. Er wollte seinem Herzen Luft machen und sich von ihr bedauern lassen, und wenn er bei der Gelegenheit etwas gegen den August und den Christian vorbringen konnte, daß wollte er nicht veräumen.

Wie er nun aber sah, was die Luis für ein strenges Gesicht machte, als sie von seiner Faulheit hörte, erkannte er, daß er's falsch angefangen habe, um sich ihr Mitleid zu gewinnen, und er überlegte, wie er das Gespräch zu seinem Vorteil lenken könne.

„Was tust Du denn die ganze Tag, wenn Du nit schaffe gehst?“ fragte die Luis streng. Es war ihr durch den Sinn gefahren, daß der Christian den Peter einmal einen liederlichen Kerl genannt hatte, und sie war bereit, die Aussage zu bestätigen.

„Ach, ach Gott, es is mer halt nit gut heut,“ sagte der Peter, „und ich muß eso schwer schaffe, dadrum bin ich nit gegange . . .!“

„Aber ich mein . . .!“

„Und weißt,“ fuhr der Bursche fort, „wenn mer auch eso gezwunge wird zu irgend ere Arbeit, für die mer kein Lust und kein Geschick hat . . .“

„Ja, wenn ich was hätt lerne dürfe wie der August und euer Christian, aber für mich hat niemand was getan! Mir hat niemand geholfen! Wenn es Paula en Mädels wär wie Du! Aber die,“ er ballte die Faust, „die hat gesagt: er soll verdienen gehn, damit er en feines Lebe führe kann! Und meinst Du, die ging schaffe, wenn se sich von ihrem Geld nit all den Staat kaufe dürft?“

„Aber auch wenn's Paula für mich gered hätt, es hätt ja doch niemand was für mich getan, weil ich das liederlich Weibsbild von Mutter hab! — Hast Du se eigentlich einmal gesehen, drübe in Mannheim? Sie soll Gemde mit handbreite Spitze trage und seidene Unterröck und Hüte, wo die billigste dreißig Mark koste!“

Ueber die Luis kam das Mitleid. Sie dachte an ein Wort Pätittias. Man dürfe die Menschen nie ganz verurteilen, hatte sie gesagt, man müsse immer bedenken, in wie weit die Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen, die Ursache ihrer Fehler seien.

Und sie hat im stillen, der liebe Gott möge ihr das Unrecht verzeihen, das sie dem Peter zugefügt, als sie so schlecht von ihm gedacht habe.

Sie nickte dem Peter zu. „Es is ja traurig,“ sagte sie, „aber weißt, mer muß sich dann halt als schade, wenn einem auch nit grad immer alles recht es!“

„Schade!“ rief der Peter, „ich mag mich nit schade, und ich möcht wisse, warum's andere immer besser habe solle wie ich!“

„Ach geh, denk doch, wenn's uns hier als emal auch schlecht geht, dafür haben mer's im Himmel um so besser,“ sagte die Luis.

„Im Himmel,“ höhnte der Peter. „Im Himmel, hahaha! Glaub an de Himmel wer will, ich nit! Es gibt gar kein Himmel, damit wollen uns die Pfaffe nure verträste, mer weiß es ja!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Münchener Kunstausstellungen 1906.

### I. Die Sezession.

Während die ältere Malergeneration in Berlin und München sich in ihrer Erscheinungsart einander annähert, so daß die Ausstellungen in Berlin (Lehrter Bahnhof) und im Glaspalast (München) sich im wesentlichen gleichen, wenn auch für München das Niveau ein höheres ist, so trennen sich Berliner und Münchener Sezession in ihrem Grundcharakter vollständig. Die Berliner haben etwas Akademisches, Angelerntes; sie schöpfen nicht aus der Fülle ihrer Eigenart. Sie sehen sich um, wo es etwas gibt, das Vorbild sein könnte. Dies Vorbild ist Paris und die französischen Maler. Die Münchener haben eine Tradition, eine Eigenart, die ist ihr sicherer Führer. Es ist lehrreich, die Berliner Maler mit ihren Werken hier zu sehen, etwa Hübner, der mit seinen märkischen Landschaften einen durchaus fremden, angelernten Eindruck macht. Die Frische fehlt. Es ist dies nichts Zufälliges. Was Münchens Bevölkerung eigen ist, dieser Grund des Bäuerlichen, das Eigene, Selbstsichere, das überall in seinen Handlungen, in seinem Verhalten zur Obrigkeit zum Ausdruck kommt, das erhalten auch die Maler, die hier leben. München hat noch Verbindung mit dem Lande; es rekrutiert sich aus dem Bauernvolk; darum die Eigenart in Sitten und Gebräuchen, das Standhalten gegenüber den ein-

bringenden Stadtgebräuchen. Darum auch dies urgesunde Sich-Abfinden mit Entwicklungsnotwendigkeiten, die manche Eigenschaften abschleifen. Das Persönliche behauptet sich schließlich doch. Dieses naive, kräftige Selbständigkeitsgefühl haben auch die Künstler. Darum spielen sie hier eine Rolle, darum gehen sie auf im Ganzen und fügen sich dem Rahmen der Allgemeinheit passend ein.

Der erste Eindruck bei einer schnellen Wanderung durch die Säle ist der, daß man hier einer Harmonie im Ganzen gegenübersteht, die sich immer da zeigt, wo Persönliches im Einverständnis mit Natur und Umgebung tätig wirkt. Das ist hier der Fall. Jeder weiß, was er will; setzt es durch, erzieht sich selbst, entfernt das Uebertreibende, setzt das Gute ins rechte Licht. Nichts Ungeschicktes, Proziges, Leichtfertiges, und kein Ausstellungsblender. Das sind alles Leute, die auf eigenen Füßen stehen. Man sieht das zum Beispiel, wenn man im Vergleich zu dem obengenannten Berliner Maler Hübner den Münchener Maler Th. Hummel nennt, der sich eine Zeitlang in Berlin aufhielt, und Berliner Gegenden malte. So z. B. den Hafenplatz! Wie ist das alles fein gesehen und eigen gemalt. Sonniges Licht liegt hart über dem Wasser und den Schiffen, überall eine zarte Zurückhaltung in den Tönen. Man wünscht, daß Berlin endlich mehr solche Künstler haben möge, die das Charakteristische so sicher sehen und wiedergeben. Derselben Künstlers „Mädchen“ zeigt ein Kinderbild, das durch die schöne Harmonie von Grau und Grün (das letztere dominiert) auffällt.

Unter den markanten Persönlichkeiten ist Stud für München der Matador, der auch diesmal wieder sich gebührend in den Vordergrund stellt. Er hat entschieden gegen die letzten Jahre sich gebessert. Das Kraftprohnde tritt nicht so ungebührlich in den Vordergrund. Die dekorativen Werte der Stuckchen Begabung treten besser heraus. Stud mühte die Wände bemalen, Mosaiken entwerfen. Das glühende Leben seiner Farben, das tiefe Rot, das intensive Blau, dazu das grünliche Weißgrau haben in ihren Kontrast dekorativen Wert. Zudem läme das Resolut-Bewußte in Studs Talent dadurch besser an die richtige Stelle als in den Delbildern, die oft eine übertriebene Formensprache reden. Der „Frühling“ mit den bewegten Phantasiegestalten, die im Reigen hintereinander schreiten, ist ein kraftvolles Werk. Auch Stud opfert dem nachgerade langweiligen Salomell. Der weibliche Akt vor dem weißgrauen Hintergrund ist wenigstens mit Verbe gemalt. Eigenartiger ist das „Bacchanal“, eine ältere Arbeit, die zwischen Säulen tiefblauen Himmel zeigt, während unten Menschengewürfel in bunten Farben sichtbar wird, das im Tanz sich verschlingt. Auch das Profilbildnis, das einen weiblichen Kopf scharf herausgearbeitet von schwarzem Hintergrund zwischen kleinen Säulen zeigt, ist eine entschiedene Talentprobe.

Der Saal, der Stud gehört, ist auch als Raum bemerkenswert. Er ist als Rotunde gestaltet, in Grau gehalten. Stuckische Farben kommen auf diesem neutralen Hintergrund gut zur Wirkung. Geschickt sind zum Füllen der übrigbleibenden Wandflächen Bilder kleinsten Formats gewählt, die das Großzügig-Decorative der Stuckischen Bilder ins beste Licht setzen. Da sind die minutiös gemalten Bildchen „Moderne Damen“, von Keller, ein Zyklus, den sich die Modezeitungen merken sollten. Die Pose ist fühllich. Wie man gleiche Aufgaben geschmackvoll löst, zeigt Borchardt, der aus solchen Motiven Interieurs von feiner, intimer Wirkung macht. Dann hängen hier noch die blaß verschwimmenden und doch mit feiner Empfindung für die Form einer Erscheinung gemalten Bilder des verstorbenen französischen Malers Carrière (Paris); namentlich die „Leferin“, die sich müde auf den Arm aufstützt, ist fein in der leisen Betonung des Unentschiedenen, das alle Partien des Gesichts verhält. Bedeutungsvoll tritt hier noch Richer hervor, dessen malerisches Sehen augenscheinlich durch die Beschäftigung mit den mehr dekorativen Aufgaben des Kunstgewerbes Kraft gewonnen hat. Er entwickelt sich seit einigen Jahren immer entschiedener. Am besten ist hier ein Stilleben, ein altes, gotisches Holzrelief, das vom Licht getroffen wird. (Schon das Absehen von den üblichen Stillebestoffen, Äpfeln, Krügen und dergleichen ist lobenswert.) Die bunten Partien der Bemalung treten lebhaft heraus. Apart ist das ausgedrückt, der tote Gegenstand ist dadurch voller Leben; der dekorative Wert des Motivs tritt in den Vordergrund.

Neben Stud ist Samberger zu nennen, der allmählich die Stelle Lenbachs einzunehmen scheint. Das Temperament ist auch ähnlich. Schwärzliche und bräunliche Töne, das Gesicht hell herausgearbeitet, mit scharfer Betonung des Momentanen. Auch bei Samberger meldet sich schon eine Manier, wie bei Lenbach, dem er in der technischen Art ähnelt, an Kraft des Charakters in der Erfassung der Persönlichkeit aber überlegen ist.

Einen eigenen, kleinen Saal erhielt Hodler (Schweiz), von dem Sänden hier zu sehen sind, die schon voriges Jahr in Berlin waren. Das Belle, Farbige tritt speziell hier, wo durchaus dunkle Tönung bevorzugt ist, in den Vordergrund. Es ist bezeichnend, daß Hodler den Platz bei dem Saal der Plastiken erhielt. Das Starre, Plastische seiner dekorativen Gestalten rückt seine Art der Plastik nahe.

Sehr enttäuscht diesmal Janz, dessen Temperament nachzulassen scheint. Er hat ein großes Bild einer Reiterin aufgestellt, das durch seinen flauen Ton geradezu überrascht. Das Pferd ist puppig und trotz des Galoppierens unbewegt. Die Farbengebung ist schematisch. Unglaublich flach ist die äußerliche Pose, das Schwungvolle, das doch ohne Leben ist.

Als eine eigene Persönlichkeit zeigt sich Hälzle (Stuttgart), dessen Landschaften mit Figuren durch ihre eigentümlich stille

Farbigkeit, in der das Grau vorherrscht, auffallen. Sie haben durch die Sorgfältigkeit der Arbeit eine große Form erhalten, die mit ruhiger Schönheit wirkt. Man ist überzeugt, daß man diese Bilder lange sehen kann. Mit Geschick verwendet Hölzel beinahe neo-impressionistische Technik, indem er Strichelchen neben Strichelchen setzt und den ganzen Eindruck im Auge behält. Das Einzelne tritt dahinter zurück.

Selbst ganz einfachen Naturabschriften, wie sie die Landschaft darstellt, verleihen diese Künstler Eigenart und Größe. Sie holen etwas heraus, das im Gegensatz zu den Berlinern gerade nicht den Moment, das Flüchtige betont, sondern den Eindruck als Bleibendes formuliert, sie haben Stil. Man kann speziell in der Landschaft, die ja in München besonders gepflegt wird, alle Stadien durchlaufen, von der einfachen Abschrift bis zum Dekorativen. Immer betonen die Münchener die breiten, malerischen Gegensätze, das Grün der Wiesen, das Rot der Dächer und darüber hoch und weit der blaue Himmel. Die Frische der Anschauung wird jeder empfinden, der diese Arbeiten mit anderen vergleicht. Rich. Kaiser malt die Umgebung von München in diesem Sinne, W i n e n führt uns nach Norddeutschland, er malt die tiefen Farben des Moorlandes bei Hamburg; weicher sind die Töne und Farben bei K a l a r e u t h s Landschaften (entsprechend der Gegend, Schwaben); Stadler malt so minutiös wie die alten, deutschen Maler; plastisch große Form prägt Dill in seinen Dachauer Bildern. An Trübner erinnern die mit Vorliebe breites Grün verwendenden Gebirgslandschaften von L a m m, die dekorativ wirken; wenig Farben gibt Moll, dessen Landschaften dadurch apart wirken, besonders fein der Wald mit den hohen, grauen Stämmen, über denen das Licht abendlich hellweiß erstrahlt. Stimmungsvoll ist die Dorfstraße des Wörpsweder Malers D o e r h e d, in der die Häuschen rötlich, grau und violett schimmern. C r o d e l löst die Formen in ein dunstiges Spiel von Farben auf; er bevorzugt daher Abendstimmungen. Dekorativ zart wirkt das Aquarell von B e c k e r, hellgrüne Wiesen mit blühenden Obstbäumen in blassen Farben, Frühlingsstimmung. So kommt überall das Charakteristische der Landschaft oder der Beleuchtung bei den einzelnen Arbeiten zur Betonung. Ganz ins Dekorative geht R i e m e r s c h m i e d mit dem Bilde „Abendes Weib“, die Farben sind grün, rot, gelb, die Art erinnert in der genauen Ausarbeitung an Strathmann.

Dann hat das Tierbild hier immer zahlreiche Vertreter. B ü g e l steht oben; und die beste Arbeit ist die, auf der zwei Kühe auf hellem Boden stehen und das Licht beinahe blau auf der schwarzen Kuh liegt. Sonnig wirkt das Bild „Im Stall“ von S c h r a m m, eine Reihe Kuhköpfe beim Futter, der Magd geht vorbei. Prächtig wirkt auch die „Mittagszeit“ von J u n g h a n n s (Düsseldorfer), wo das Licht voll auf die Tiere fällt.

Zwei kleinere Säle geben einen interessanten Ueberblick über die Münchener Graphit, die sehr vielseitig ist, und rastlos neuen, technischen Problemen nachgeht. Die Graphit und Illustration ist ja, soweit sie modern sein will, fast ganz auf München angewiesen. Die entscheidenden Anregungen gehen von hier aus. Frisch und eigen wirken die Blätter. N e u e n b o r n ist hier als geschickter Tierzeichner zu nennen, der die Tiere dekorativ verwendet. Namentlich das große Temperagemälde „Zabirus“, die in ihrem weißen Federschnud und den breiten, schwarzen Schnäbeln so grotesk bei einander stehen wie alte Stadtväter hat kräftige Eigenart.

In der Plastik überwiegt entschieden das Porträt, und zwar das realistische getreue Porträt. Eine ganze Reihe guter Arbeiten sind hier ausgestellt. Stilistisch am eigensten wirken die kleinen Gruppen von M i n d e (Belgien). Er behandelt den Körper ganz individuell, bedorngt das kleine Format und holt so einen Stil heraus, der an die spröde Gotik erinnert. Seine Gestalten sind voll innerer Ekstase, die Spuren der Arbeit und des Schmerzes sind ihnen aufgeprägt.

Das Ausland ist in den beiden letzten Sälen vertreten. Nicht günstig. Gar nichts Sezessionistisches haftet ihren Bildern an. Sie könnten ebensogut im Glaspalast bei den Alten hängen. Es sind Franzosen, Engländer und Schotten, ein Däne, ein Russe.

Die Franzosen enttäuschen. B e s n a r d galt uns früher als ein Künstler von Eigenart. Nun zeigt es sich hier, daß er ein eitler Poseur ist, der den ärgsten Kitsch nicht scheut. Sein theatralisches, flau gemaltes Bildnis des Prof. Sauer mit der westentrierten Pianistenpose ist übel. Gräßlich platt, ein französischer Kiesel, ist G a n d a r a, der ein Gruppenbild malt, das im Ehrensaal der Großen Berliner Ausstellung hängen könnte. Das Bild „Zwiegespräch der Tiere“, das als Titelbild Verwendung finden soll, und entgegen dem Titel eine süßliche Dame zeigt, während die Tiere als Nebenjache in der Ecke lauern, könnte jedem Familienblatt zur Ehre gereichen. Besser, aber auch im ganzen flau, ist der französisierte Engländer H a r r i s o n mit einem Meeresbild von zarter, aber schon etwas schwächlicher Stimmung. Wie kräftig wirkt dagegen C. G r e t h e, der in seinen Bildern vom Hamburger Hafen das selbe zarte, silberige, atmosphärische Spiel, das alle Dinge dunstig umhüllt, gibt, aber dabei viel entschiedener bleibt.

Die Ehre der französischen Malerei rettet C o t t e t mit ein paar kleinen Bildern, Bildern des eigenartigen Städtchens Pont-en-Royans, das sich auf einem Felsen aufbaut. Die Häuser kleben wie Kletter am Stein. Die Gleichförmigkeit von Haus und Stein gibt dem Ganzen etwas Dülster-Romantisches, es sieht aus wie ein Nestschloß oder wie ein Schlupfwinkel Verfolgter. Wie sind diese Bilder gezeichnet! Kraftvoll, jeder Strich hat Charakter. Ganz eigen ist

immer die Beleuchtung mit dem sahlen, bräunlichen Rot und Grau, dem das Grün der Landschaft ganz fehlt. Man muß diese Bilder fast als die besten Arbeiten der ganzen Ausstellung bezeichnen.

Die Engländer und Schotten gefallen fast immer wegen ihrer künstlerisch-geschmackvollen Haltung. Sie haben Kultur im Leibe. Die Landschaft „Winter in Holland“ von D e f f e r t (Glasgow) reduziert den malerischen Eindruck auf ganz wenig Kontraste, die nur zart betont sind. Schöne und bunte Flächen in leicht zerfließenden Farben. Beinahe kindlich primitiv ist die Landschaft von P a t e r s o n (Edinburgh), eine Schafferde auf hellgrüner Wiese. Kräftiger ist die „Wetterwolke“ von P r i e s t m a n n (London), der die Landschaft kontrastreicher, namentlich mit Betonung des Grün, gibt. Dagegen ist die „Polymunia“ des vielgerühmten L a b e r y (London), des Damen-Modemalers, so voll Pose und Sentimentalität, daß diese sich schmachtend an den Flügel lehrende Dame unausstehlich wirkt.

Sehr einfach, beinahe simpel zeigt sich der Däne A s h e n, dessen Bild „Interieur eines Schlosses“ in seinen blassen blauen und grauen Farben an das bekannte blaßgraue Kopenhagener Porzellan erinnert. Der Landschaft „Im Park“ von G o l o b k o f f (Odessa), die flüssig und geschickt gemalt ist, würde niemand etwas Russisches oder auch nur Fremdländisch-Eigenartiges anmerken. Es fehlt dem Bilde der Charakter, die Eigenart, die wir bei fremden Künstlern verlangen.

Ernst Schur.

### Kleines feuilleton.

d. g. **Elitetag im Zoo.** Ein wunderbarer Sommerabend liegt über dem großen Zoologischen Garten. Noch ist die Nacht nicht ganz hereingebrochen, ein weiß dämmernder Abendhimmel spiegelt sich in den Seen und Teichen, dennoch brennt schon das elektrische Licht. Durch die blaßgrünen Bepfel der alten Bäume schimmern die Augellampen wie große weiße Monde hervor.

Wir sitzen an der Lasterallee. An uns vorüber flutet die Menge in dichtgeschlossenen Reihen auf und ab — ab und auf; wie eine endlos sich windende Schlange zieht dieser bunte Menschenstrom zwischen den beiden Musikhallen hin und her. Die Musik spielt wiegende, lodende Weisen, die Gläser klirren an den engbesetzten Tischen und ein Gesurr von Hunderten, nein, von Tausenden von lachenden, plaudernden, fröhlichen Stimmen schwirrt um uns her. Und alles atmet Freude, Leben, Licht. Diese weiche Musik, dieser köstlich frische Abendwind, der vom Wasser her eine leichte Kühle mitbringt, dieses ganze Durcheinander von Genuß, Reichtum und Glanz, es legt sich auf die Sinne und schmeichelt sich ins Herz. Und die Schritte der Frauen werden rascher, wiegender und ihre Augen leuchten heller, ihre seidenen Röcke rascheln und klustern.

Wundervolle Toiletten gleiten an uns vorüber, es ist ja Elitetag — Elitetag und zwar für das „Elitepublikum“ aus Berlin W. Reichtum und Luxus haben sich hier zusammengefunden.

Die große schlankste Dame dort drüben — mit welcher erhabener Nonchalance sie die prachtvolle Spitzenschlepe über den Gartenlies schleifen läßt — Hunderte von Mark im Staub. —

Und die schlankste Blondine hier: sie trägt eine rosa Chiffonbluse, ein „Gedicht“ aus Falten, Rüschen und Spitzen, köstliche, allerfeinste Arbeit.

Und diese langen wallenden Abendmäntel! In allen Farben tauchen sie auf, vom zartesten Creme bis zum leuchtenden Rot, köstlich feines Tuch, bestickt mit Perlen, mit bunten Steinen und zarter Seide.

Und diese Hüte, die wie ein Traum auf den braunen, blonden und schwarzen Locken schweben, diese Hüte, auf denen lebende Blumen blühen — oder sind sie nicht lebend? Sind sie nur gemacht? Wer kann unterscheiden, wo hier die Natur der Hand des Künstlers wick?

Und was man sonst noch zu sehen bekommt an tausend bunten Niedlichkeiten! Kostbare Taschchen aus Silber oder feinen Stoffen mit edelsteinbesetzten Bügeln, funkelnden Schmuck, bunte Schwabs, wehende Schleier, Spitzenschirme, von denen mancher ein Vermögen repräsentiert.

Reichtum, Schönheit, Genuß und Glanz — ach, es ist doch eine Lust zu leben! —

Der wandelnde Menschenstrom kommt für einen Augenblick ins Stoden. Vor mir steht eine junge Dame in einem spinnwebfeinen Seidenkleid; ein breiter Gürtel spannt sich um ihre schlankste Taille, ein roter Samtgürtel mit Stahlsperlen besetzt. Diese Gürtel sind sehr teuer. Die Perlen glimmern hell im elektrischen Licht. Ich muß immer auf diese Perlen sehen. Warum? Vielleicht weil sie so regelmäßig gesetzt sind, so ganz genau abgepaßt; es muß eine mühsame Arbeit sein, diese kleinen feinen Perlen auf dünne Nadeln zu spießen und dann in so genauen Abständen aufzumähen.

Und plötzlich sehe ich über dem roten Gürtel eine Hand, die diese Arbeit macht.

Und über die Hand beugt sich ein Gesicht, ein schmales, abgehämmtes Frauengesicht: müde, schwache Augen suchen mit der feinen Nadel die winzigen Perlen.

Müde, schwache Augen, die sich so gerne schließen möchten und doch nicht schließen dürfen, weil sonst kein Brot im Hause ist.

„Die Arbeit wird so schlecht bezahlt!“  
Wer hat es gesagt? Wer leuchtete hier?

„Die Arbeit wird so schlecht bezahlt“ — da tönt es noch einmal, aber nicht die Frau mit den Perlen spricht's — eine andere — und noch eine — und noch mehr — viele — viele! Es ist wie ein Chor von hunderttausend klagenden Stimmen.

Und das Licht wird dunkel, und die Musik verklingt, und vor mir liegt es wie dunkle Höfe und dumpfige Fabrikhale. Und ich sehe in enge Zimmer, wo die Not wohnt, und ich sehe in all der Finsternis bunte Farben, kostbare Stoffe von feinem Tuch, die sich zu prunkvollen Mänteln zusammensügen, schimmernde Seide, dünnen Chiffon, aus denen herrliche Gewänder entstehen, Blumen, die sich bilden, als ob sie lebten — und alles wird unter Frauenhänden.

Aber all' die Frauenhände hasten und jagen, und von vergrüntem Frauenlippen klingt es wieder wie dumpfer Chor:

„Mach, rasch, rasch, — die Arbeit wird so schlecht bezahlt —!“  
Hören es die andern nicht? Die, die da lachend, plaudernd und lüchzend in sorgloser Lust vorübergleiten?

Brennt's ihnen nicht am Leibe, das Prunkgewand?

Nein. Sie lachen und plaudern. Sie plaudern und scherzen. Die Musik spielt ihre jubelnden Weisen, und alles atmet Freude und Lust, Licht und Leben.

Die klagenden Stimmen verhallen ungehört. Und sie werden härter, fordernder. —

### Literarisches.

st. Schwäbisches Wörterbuch. Eine ungemein reiche Ausbeute für Dialektforschung und Volkskunde bietet das Schwäbische Wörterbuch, bearbeitet und herausgegeben von dem Tübinger Universitätsprofessor Hermann Fischer, ein Werk, das die wenigen seiner Art in der deutschen Literatur an Reichhaltigkeit wie an zweckmäßiger Anordnung des umfangreichen und spröden Materials, dessen Bewältigung jahrelange, unsäglich mühevolle Vorarbeiten erforderte, weit überbietet. Einen Begriff von dem Umfang gibt, daß das Werk (vom Verlag H. Laupp in Tübingen vorzüglich ausgestattet), von dem nun dreizehn Lieferungen in Groß-Quart vorliegen, erst bis zum Stichwort „Termin“ gediehen ist. Eine überraschende Fülle eigenartiger Wortbildungen enthaltend, die womöglich etymologisch erklärt werden, ist es auch eine äußerst ergiebige Fundgrube origineller, provinzialer und lokaler Redensarten und Sprichwörter, die vielfach durch Witterwitz, derben Humor und treffende Bildkraft sich auszeichnen. Auch seltsame Anschauungen und Bräuche sind darin beschrieben. Daß der Herausgeber sich gelegentlich vor Unästhetischem und Obscönem nicht gescheut hat, darf man ihm als Verdienst anrechnen.

Unter den Wortbildungen interessiert besonders Diet = Bock, jetzt noch in zahlreichen Orts- und Personennamen erhalten. Zu letzteren gehört der bekannte Name Dietrich (Dieterich) und dessen Kurzformen Dieter und Diez. Trollinger, die häufige, spätärende, großfrüchtige, viel Saft gebende Traubensorte, soll von Tirolinger herkommen, Trol heißt das Schloß Tirol in Meran. Dofele, Diminutiv von David, ist der Spigname für die Einwohner der Salzstadt Schwäbisch-Hall, wie Kaze, von Ignaz, für die der Goldstadt Schwäbisch-Gmünd. Der Personennamen Dillmann bedeutet läppischer Mensch, Töpel, wie Dille und noch härter Dillebapp und Dillewasch. Den Datterich haben, heißt, von ängstlichem Bittern befallen sein. Ein Dächel-mächel miteinander haben: eine Heimlichkeit, besonders Liebele; als Ursprung wird das Böhmisches vermutet. Lörkel = kleines Kind, das noch nicht recht gehen kann und daher torkelt; tannelt, schwankt. Deisch = Mist des Rindviehs, noch vorhanden in den Familiennamen Riedaisch = Rühmist. Dausch = Muttersehrein; auch in Familiennamen wie Dauschle.

Von Redensarten seien angeführt: „ein Gesicht machen wie sieben Tage Regenwetter“: trübselig. Von einem schlechten Dichter: „er kann dichten wie die Sau trebsle (Nettern)“. „Die Decke bei fünf Haiseln nehmen“: zu viel auf einmal wollen. „Das Decke vom Haisel tun“: den wahren Sachverhalt aufhellen. „Dorstrompeter“: eine Klatschbabe. „Petrus legelt“, sagt man den Kindern, wenns donnert. „Stroh nach Kornweisthem tragen“: Stuttgarter Redensart für Eulen nach Athen tragen. Von einem Scheinheiligen: „Man meint, er trag den Herrgott in der Tschä herum.“ „Tanzen wie der Lumpy am Stecken“: flott tanzen.

Einige Sprichwörter: Vom Schaffen wird man nicht reich, sonst wären die Tagelöhner die reichsten Leut'. — Wenn man keine Jungfern hat, tanzt man mit H. . . . — Was der Mann mit dem Wagen heimfährt, kann's Weib mit dem Schurz davon tragen. — Ein Pfaffenjad hat keinen Boden. — Der Teufel hat mehr als zwölf Apofstel. — Wo kein Geld ist, da ist der Teufel; wo viel Geld ist, da ist er zweimal. — Hagelschlag macht keine Feuerung, aber arme Leut'. — Vor dem Dieb kann man schliefen, aber nicht vor dem Lügner. — Diebe muß man mit Dieben fangen. — Welches ist das stärkste Tier? Der Schneid (im Volksmund statt die Schneide), der kann sein Haus tragen. — Wo das Glück will, kälbern die Holzschlegel (im Altgriechischen: geben die Hühner Milch). — Die teuerste Tinte ist die Advokatentinte. — Fleißige Mütter machen faule Töchter. — Faulke Leute schaffen sich gern zu Tod überarbeiten sich, um bald fertig zu sein). — Wenn dumm sein weh thät, müßt mancher den ganzen Tag schreien. — Dummheit ist auch eine Gabe Gottes. — Wächst die Ehre spannenlang, wächst die Dummheit ellenlang. —

### Medizinisches.

ie. Die Suche nach Fremdkörpern mit Röntgenstrahlen. Schon bald nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen wurde der nahegelegende Gedanke ausgesprochen und verwertet, daß man mit ihrer Hilfe in einer vorher unentbar gevesenen Vollkommenheit den Sitz von Fremdkörpern im Innern der menschlichen Organe würde nachweisen und auffinden können. Mit der Zeit hatte sich dann freilich herausgestellt, daß für die genaue Bestimmung des Plazes, an dem beispielsweise eine verschluckte Münze oder ein Geschöß sitzt, mehr Mühe und Feinheit der Beobachtung aufgewendet werden muß, als man anfangs in der Begeisterung über das neue Hilfsmittel vermutet hatte. Verschiebungen ergeben sich selbstverständlich zunächst je nach dem Körperteil. Am häufigsten unterliegen die Extremitäten der Suche nach Fremdkörpern, und zwar meist nach Metallsplittern, die immer mit Sicherheit nachgewiesen werden können. Man kann mit Hilfe der Röntgenstrahlen sogar noch so feine Splitter erkennen, daß sie mit dem Messer gar nicht mehr aufgefunden werden könnten, also etwa Eisensplitter bis zu einem Gewicht von 1/10 Milligramm. Splitter von Glas und Porzellan können in der Gegend des Handgelenks noch bis zur Größe eines Reiskorns und im Finger bis zu noch geringerer Größe festgestellt werden. Auch Steinsplitter, die einen größeren Durchmesser haben, liefern deutliche Schatten im Röntgenbilde. Eine verschluckte Gräte wird in der Speiseröhre nicht gefunden werden, dagegen ist ein verschlucktes Gebiß sogar im Magen mit Röntgenstrahlen zu entdecken. Bedauerlich ist der Umstand, daß Holzsplitter und Stoffteilchen, die etwa mit einem Geschöß in die Wunde gelangten und schwere Folgen verursachen können, nicht nachzuweisen sind. Das Röntgenbild zeigt in solchem Falle also nur das alsdann verhältnismäßig harmlose Geschöß, nicht aber den Fremdkörper, der zur Verunreinigung und Vereiterung der Wunde führt. Ist erst die Anwesenheit eines Fremdkörpers ermittelt, so muß seine Lage genau bestimmt werden. Man verfügt diesbezüglich über zwei Mittel, indem entweder die Lage des Fremdkörpers nach gewissen bezeichneten Punkten der Hautoberfläche oder nach seiner Lage zu den verschiedenen inneren Organen festgesetzt wird. In der Regel werden beide Verfahren zur Sicherheit gleichzeitig angewandt, wie sich überhaupt sagen läßt, daß solche Bestimmungen gar nicht genau genug gesehen können, weil von ihrer Zuverlässigkeit die Sicherheit der Operationen und damit auch die Wahrscheinlichkeit des Erfolges in erster Linie abhängig ist. —

### Humoristisches.

— Ein Opfer der Kriminalwissenschaft. „Aber, lieber Freund, Du hast ja ein ganz sich ruhiges Gesicht!“

„Ja, da hat mir einer vor 14 Tagen im Dunkeln eine Ohrspolizei nicht waschen, bis der Räter durch die Fingeraabdrücke festgestellt ist.“ —

— Fürchtbarer Fluch. Heiratsvermittler (zum jungen Ehemann): „Ich habe mich bemüht, Ihnen eine Frau zu besorgen, und jetzt wollen Sie nicht bezahlen?“ (wütend) „die diamantene Hochzeit sollen Sie mit ihr feiern!“ —

(„Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— Das Ende. Die einst gefeiertste amerikanische Shakespeare-Darstellerin Mary Wank wurde vor kurzem im Alter von 65 Jahren in ein New Yorker Armenhaus gebracht. —

— „Der Dritte“, ein satirischer Einakter von Ferd. Bruner, hatte im Münchener Intimen Theater großen Erfolg. —

— Die größte Drehbühne Deutschlands wird das im Herbst zu eröffnende Neue Schauspielhaus besitzen. Sie soll einen Durchmesser von über 15 Meter erhalten. Ihre Konstruktion wird die völlige Versenkung der einen Hälfte ermöglichen. —

— „Der Glückspilz“, ein Schwank von Siegfried Reinau, hatte im Dresdener Zentral-Theater Erfolg. —

— „Der Göttergatte“, Operette von Franz Lehár, wird in der kommenden Spielzeit im Theater des Westens aufgeführt werden. —

— Alexandre Luigini, der Musikdirektor der Komischen Oper in Paris, der auch als Opernkomponist erfolgreich gewesen, ist vor einigen Tagen gestorben. —

— Die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung hat einen Fehlbetrag von 100 000 M. ergeben. 40 000 M. sind durch private Spenden gedeckt. —

— Ein Kabel seltener Konstruktion wird durch den Simplontunnel gelegt. Es enthält sieben Doppelleitungen für Telephon und Telegraph zugleich, wobei jeder einfache Leitungsdraht als Telegraph benützt werden kann, ohne daß das gleichzeitige Telephonieren dadurch irgendwie gestört wäre. Das Kabel, das eine telephonische Verbindung zwischen der Schweiz und Italien herstellt, wird 23 Kilometer lang. Das Gewicht beträgt 9100 Kilogramm auf einen Kilometer. —